

*Sigrun Klinko*

## »So etwas gab es bei uns nicht«

Erfahrungen im Berliner Osten

Am Anfang dieses Erfahrungsberichtes möchte ich eine Situation schildern, die ich im Juni 1994 an meiner Schule in Berlin-Lichtenberg erlebt habe:

Ich stehe mit mehreren Kollegen vor den Teilnehmern des Studienganges »Berufs begleitende Erzieherausbildung«. Wir wollen Inhalte unserer Fächer vorstellen, die für das 3. und letzte Ausbildungsjahr angeboten werden. Die Studierenden sind zwischen 25 und 40 Jahre alt. Sie können sich im letzten Jahr nach eigener Wahl ihren Stundenplan zusammenstellen. Ich spreche zum Fach Religion/Ethik und werde sehr schnell durch Zwischenrufe unterbrochen: »Woher haben Sie denn die fachliche Qualifikation, so etwas gab es doch bei uns gar nicht.« Ich nenne die kirchliche Ausbildungsstätte und sage, daß ich zum ersten »Ost-Lehrer-Kurs« gehört habe, der 1993 dieses Fach abgeschlossen hat. Daraufhin ein weiterer Zwischenruf: »Sie geben den Unterricht also im Auftrag der Evangelischen Kirche?« Meine Gegenfrage: »Was irritiert Sie daran?« wird mit höhnischem Gelächter beantwortet.

Solche und ähnliche Situationen zeigen, mit welchen emotionalen Widerständen im Osten Deutschlands ein Schulfach zu kämpfen hat, das in Mitverantwortung der Kirchen entstehen soll. Wie kann dieses Fach sich profilieren, ohne den Eindruck zu erwecken, nach DDR-Jahrzehnten lediglich gewendete Staatstreue zum Ausdruck zu bringen?

Eine Begegnung ganz anderer Art hatte ich mit zwei etwa 12jährigen Berliner Jungen im Jahr 1990. Ich war zu dieser Zeit noch Mitarbeiterin für Öffentlichkeitsarbeit in der Marienkirche Berlin. Wir haben nach der Wende alle Ostberliner Schulen angeschrieben und die aus dem Mittelalter stammende Stadtkirche für Besichtigung und Unterrichtsstunden geöffnet.

Die beiden Jungen kommen allerdings nicht mit der Klasse. Im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, daß sie die Schule schwänzen, »weil da so Chaos ist.« Während wir über das Chaos in der Schule sprechen, zeigt der eine mit dem Daumen über seine Schulter auf ein mittelalterliches Kreuzigungsbild und fragt: »Wer ist denn der da?« Ich muß nicht viel erklären. Das Bild und der Rahmen erzählen selbst. Ich sage noch etwas zu den Menschen, die am Kreuz stehen, und zeige den Jungen Maria, und wie der Maler es verstanden hat, den Schmerz der Mutter zu malen. Nach einem etwas verlegenen Schweigen der Satz: »Na, ja – aber jetzt zeig uns mal ein Bild, wo die noch ein bißchen jünger ist.«



Im Spannungsfeld so unterschiedlicher Situationen stehe ich im Religionsunterricht, wobei das sogenannte Unverbildete sehr erschreckend ist und mich immer wieder anregt, auf die gegebene Situation zu reagieren, möglichst sachlich und unpathetisch. Es geht eben nicht nur um die Vermittlung von Wissen. Das wird ja doch ganz deutlich in der oben geschilderten Situation und zeigte sich auch immer wieder bei Besuchen von Schulklassen in der Kirche. Ich mußte feststellen, daß die meisten Schüler noch nie eine Kirche betreten hatten und auch noch nie Kontakt zu einem kirchlichen Mitarbeiter hatten. Das hat mich zunächst stark verunsichert. Ich erinnere mich noch genau meiner Verblüffung, als nach einem Gespräch mit Schülern einer 10. Klasse ein Mädchen zu mir sagte: »Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so locker reden und sogar Jeans anhaben.« Was alles an Vorurteilen und Mißverständnissen hinter solch einem Satz steht, ist kaum auszudenken. Dabei war mir doch eigentlich klar, daß christlich-religiöse Aspekte nie in Bildungsziele der Schulen in der DDR einbezogen, sondern im Gegenteil verunglimpft, verhöhnt worden waren. Im besten Fall wurden noch vorhandene Ausformungen als Relikte vergangener Zeiten angesehen, die von selbst verschwinden würden.

Ich frage mich, wie ich den mittelalterlichen Kirchenraum so aufschließen kann, daß derartige Voreinstellungen überwunden werden, der Raum mit den Symbolen und Bildern zu sprechen beginnt und Beziehungen zur Gegenwart entstehen. Welche Zugänge sind möglich, wo keinerlei Voraussetzungen für Verstehen gegeben sind und das Vermitteln von Namen und Jahreszahlen noch keine Einsichten und Erfahrungen bringt?

Aber etwas für mich noch tiefer Greifendes war mit dem Besuch dieser 10. Klasse verbunden. Die Schüler sind nämlich mit ihrer Lehrerin gekommen, die bei ihnen das Fach Staatsbürgerkunde unterrichtet hatte. Nach der Besichtigung des Kirchenraumes hatte die Klasse die Kirche schon wieder verlassen, als das Mädchen zurückkam und neben der oben erwähnten Bemerkung noch über ihre Lehrerin sagte: »Warum geht die mit uns hierher? Wir glauben ihr jedenfalls kein Wort mehr.« Ich habe über diese Sätze sehr viel nachgedacht, mich meiner eigenen Taktiken erinnert, in der DDR-Schule möglichst wenig von mir zu zeigen, bis ich mir selbst so fremd geworden war, daß es unmöglich wurde, weiterhin in der DDR-Volksbildung tätig zu sein. Nun hatte mich nach mehrjähriger Pause und Zusatzausbildung nach 1989 eine veränderte Schule wieder. Insofern kann ich die rigorose emotionale Reaktion 16jähriger Schüler sehr gut verstehen. Sie wollen einfach wissen, mit wem sie es zu tun haben. Daß dieses Wissen umeinander in der Schule der DDR nicht zustande kommen konnte, ist schon mehrfach dargelegt worden. Heute scheint es mir das Hauptproblem zu sein,



Mißtrauen abzubauen, glaubwürdige Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern herzustellen. Neue Schulstrukturen, Fächer und Lehrpläne sind sicher nötig. Was wir aber im Osten besonders brauchen, sind keine opportunistischen Anpassungen – die gab es einst hier zur Genüge –, sondern Offenheit, Glaubwürdigkeit und Vertrauen in den Klassenräumen und Lehrerzimmern.

In Religion wird nicht nur mir, sondern auch dem Fach mißtraut. Ich muß es aushalten, daß Schüler und auch Kollegen den Religionsunterricht mit dem ehemaligen Staatsbürgerkundeunterricht gleichsetzen. So wurde mir z.B. von einem Kollegen anerkennend auf die Schulter geklopft, als er erfuhr, daß ich das Fach abgeschlossen habe – allerdings mit den Worten: »Na, da hast Du ja in dieser Gesellschaft auf das richtige Pferd gesetzt.«

Wenn ich Schüler nach ihrer Motivation für das Fach Religion befrage, geben die meisten an, nichts über die Weltreligionen zu wissen. Unterbreite ich den Vorschlag, über die Schriften zum Verständnis der einzelnen Religionen zu kommen, und es wird klar, ich meine damit z.B. das Alte Testament, wird heftig abgelehnt. Die meisten wollen lediglich Informationen. Was befürchten sie? Ideologische Beeinflussung. Die Ahnungslosigkeit im Blick auf biblische Texte ist wirklich nicht zu überbieten. Es kann aber nicht sein, lediglich Informationen und Fakten weiterzugeben, ohne sie in Problemstellungen und Konzepte einzubinden. Der Unterricht würde zu einer reinen Weitergabe von Wissen verkommen, das in jedem Lexikon nachlesbar ist, oder es würde gerade Ideologie vermittelt. So habe ich auch argumentiert und – ausgehend vom Thema Gewalt – in einer der ersten Stunden die Erzählung von Kain und Abel gelesen. Und schon nach kurzer Zeit waren die Vorbehalte wie weggeblasen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß so etwas wie Staunen während des Gesprächs aufkam. Staunen darüber, daß dieser alte Text tatsächlich auch eigene existenzielle Erfahrungen anspricht und vor allen Dingen darüber, daß das Problem hier aus einer ganz anderen Sicht betrachtet wird. So ähnlich jedenfalls drückte es eine Teilnehmerin aus. Mein Bestreben war es nun, dieses Staunen vorsichtig am Leben zu erhalten, denn die Beschäftigung mit den Texten sollte nicht nur Vorurteile nehmen und einen Aha-Effekt auslösen, sondern weiterführen und die Einengung unseres Bildungswesens aufbrechen hin zu einer Orientierung zu vielfachen Fragestellungen und Sichtweisen. Das sehe ich zur Zeit als Ziel meines Unterrichtes an. Damit scheiden religionspädagogische Leitvorstellungen weitgehend aus, die lediglich religionskundlich informieren wollen, ohne in Auseinandersetzung zu führen und Entscheidungen zu ermöglichen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf die zu Anfang geschilderte Situation zurückkommen, die zwar für sich spricht und nicht er-



läutert werden muß, aber doch im Religionsunterricht immer wieder das Hauptproblem ist. Ich meine das extreme Mißtrauen gegenüber der Institution Kirche.

Wenn ich bei Diskussionen die Frage stelle: »Welche Erfahrungen haben Sie persönlich mit der Kirche gemacht?«, werden die Sünden tausendjähriger Kirchengeschichte aufgezählt von den Kreuzzügen bis hin zu den Waffensegnungen im 1. Weltkrieg. Persönliche Erfahrungen gibt es keine. Es bleibt dahingestellt, ob es sich um ein DDR-gesellschaftlich geprägtes Vorurteil handelt. Auf jeden Fall sind immer wieder die gleichen eingelernten Argumente zu hören, die nicht von einer echten persönlichen Auseinandersetzung zeugen, auf keine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse zurückgehen. Diesen Argumenten habe ich auch gar nichts entgegenzusetzen. Kritische Stellungnahmen müssen ohnehin erlaubt sein. Aber doch erst dann, wenn das, was Kirche ausmacht, besser erfaßt ist. Wertungen sind der zweite Schritt und nicht der erste. Deshalb ist es auch sinnlos, sich auf polemische Diskussionen einzulassen.

Fast noch wichtiger wäre mir, wie das, was die Kirche meint, in Erfahrung gebracht werden kann, ohne Menschen zu nötigen. Schulischer Religionsunterricht hat es hier schwerer als gemeindliche Arbeit mit Kinder und Jugendlichen. Orte und Zeiten, Riten, Symbole und Feiern sind nötig, die zeigen, wo und wie Glauben lebt.

Ich habe versucht, mich diesem Problem so zu nähern:

Während meiner Tätigkeit in der Marienkirche habe ich an unterschiedlichsten Menschen immer wieder beobachtet, wie der *Kirchenbau* – besonders der Innenraum – auf eben diese Menschen wirkt. Ganz vereinfacht gesagt, zeigt der Bau etwas von dem, was Kirche auch ist. Deshalb wollte ich zunächst versuchen, über die Kirche als Gebäude ein Erlebnis zu vermitteln, das zu weiterer Auseinandersetzung führen kann. Die Distanz gegenüber der Institution wird stets auch auf den Kirchenbau übertragen. Meine Nachfrage bestätigte mir dieses auch prompt. Kein Kursteilnehmer war jemals in dieser Kirche gewesen, obwohl sie zu den wenigen mittelalterlichen Zeugnissen Berlins gehört. Wenn schon nicht, so dachte ich, der Kirchenbau als gebauter Glaube verstanden wird, könnte vielleicht historisches oder kunsthistorisches Interesse geweckt werden und Identifikation mit Berliner Geschichte gestiftet werden. Dabei wollte ich keine der üblichen Führungen halten, sondern die Kirche selbst »reden« lassen. Vertrauen wird in uns hervorgerufen, es entsteht, indem etwas auf uns wirkt. Und so habe ich der Gruppe einfach Zeit gegeben und gehofft, daß der Raum sich ihnen eröffnet.

Ich kann das sich anschließende Gespräch nicht im einzelnen wiedergeben, nur so viel sagen, daß der Raum in seiner Ordnung und Ausrichtung auf den Altar und das Licht im Ostchor durchaus sinnlich begriffen worden ist. Ich bin davon überzeugt, daß ein so verstandener Bau zumindest Respekt hervorruft. Respekt davor, wie sich eine Wahrheit verdinglicht hat. Besonders interessant war, daß die Ambivalenz der Gefühle zwischen dem Sichwohlfühlen und ehrfürchtiger Distanz freimütig geäu-



bert wurde. Mir ist bewußt, daß damit noch keine neuen Haltungen erzeugt werden. Aber es ist vielleicht ein winziger Anfang, um weitere Fragen zu stellen.

Zu diesem Thema gibt es in Schule und christlicher Gemeinde erheblichen Nachholbedarf. Wie werden solche Räume nicht zum Schnelldurchgang mißbraucht, um dabei lediglich historisches oder biblisches Faktenwissen zu vermitteln, sondern wie ist das aus einer ferneren Zeit zu erschließen, was für heute von Bedeutung sein könnte? Auf das Weiterwirken meiner Berliner Versuche hoffe ich.

Sigrun Klinke ist seit 1993 Religionslehrerin an einer Schule in Berlin-Lichtenberg; zuvor arbeitete sie als Mitarbeiterin für Öffentlichkeitsarbeit an der Berliner Marienkirche.